



Michèle Lesbre

Das rote Canapé

Roman

Aus dem Französischen
von Nathalie Mälzer-Semlinger

Deutscher Taschenbuch Verlag

Dieses Buch erscheint im Rahmen des Förderprogramms des
französischen Außenministeriums, vertreten durch die Kulturabteilung
der Französischen Botschaft in Berlin.
Der Verlag dankt dem Centre National du livre für die
Druckkostenunterstützung.



Deutsche Erstausgabe
September 2009
edition manholt im dtv
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
www.dtv.de
© 2007 by Sabine Wespieser Éditeur
Titel der französischsprachigen Originalausgabe:
›Le Canapé rouge‹
Für die deutschsprachige Ausgabe:
© 2009 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlaggestaltung: Lisa Helm
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Gesetzt aus der Stempel Garamond 10,5/13,25
Druck und Bindung: Kösel, Krugzell
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-24721-4

Das Leben der Menschen, sagte ich mir, ist eine flüchtige Silberspur, wie die der Sternschnuppen. Und eines Tages, ohne dass man wüsste, warum, fallen ihre Augen ins Dunkel, und man sieht sie nie wieder.

Luc Dietrich

Le Bonheur des tristes

Das Leben ist in Bewegung, auf Reisen; und hoch über den Dörfern und den verlorenen Landstrichen – während die Züge der Zeit unablässig aufeinanderfolgen –, hoch über den menschenleeren Dörfern und den stummen Landstrichen verharrt die wunderbare, die liebe, die treue Utopie.

Anna Maria Ortese,

Oktober 1991

Für den kleinen Herrn
von der Station Gambetta

Auf einem Feldweg drehte sich ein Mann eine Zigarette; neben ihm ein grünes Motorrad mit Beiwagen, ein riesiger Skarabäus, Gefährte der Einsamkeit. Mensch und Maschine, eins. Trotz der Entfernung konnte ich alle Handbewegungen gut erkennen, auch Gyl drehte sich seine Zigaretten selbst. Er hielt eine Prise Tabak in der Handfläche, zupfte sie mit den Fingerspitzen zurecht, verteilte sie auf dem Falz des Blättchens und rollte das Ganze zusammen, nachdem er den gummierten Rand des Papiers mit der Zunge angefeuchtet hatte. Ein Geruch nach Honig und Heu schwebte in der Luft, auch wenn ich hinter der Glasscheibe des Abteils saß und der Mann ein Dutzend Meter entfernt war. Ich konnte beinahe das leise Knistern des Tabaks hören, sah wieder die geschickten Finger, die mechanische Geste, den versonnenen Blick vor mir. Ein entrückter Moment, ein intimes Ritual. Den Zug, der wieder an Fahrt aufnahm, hatte er keines Blickes gewürdigt, und ich sagte mir, dass auch dies zum Reisen gehörte, an irgendeinem Ort in Sibirien aufzuwachen, aber wo?

Einen Mann zu sehen, der sich eine Zigarette dreht, ihn sehr rasch wieder aus den Augen zu verlieren, sich für immer an ihn zu erinnern. Noch heute denke ich gelegentlich an die flüchtige Erscheinung jenes Unbekannten, den ich in seiner Intimität überrascht habe, und auch an andere, die sich ganz unerklärlich in meinem Gedächtnis eingenistet haben, wie stille Zeugen meines Umherirrens.

Das war, als die quälende Gegenwart der Welt, die Ohnmacht der Diskurse und ausgedienten Theorien meine Tage und Nächte heimsuchten. Mir war, als hätte ich auf nichts Einfluss, als wollte die Zeit mich verschlingen, ja, sie verschlang mich; jedenfalls hatte ich den Eindruck, dem allmählichen und unabwendbaren Scheitern unserer Hoffnungen beizuwohnen. Ich nahm die schleichende Erosion der Gewissheiten, die unsere Jugend beflügelt hatten, nicht als Einzige wahr, aber als noch erschreckender empfand ich das Gefühl, nichts weiter tun zu können, als in dieser Feststellung zu versinken, ein Gefühl, das ich mit einigen Freunden teilte. In einem Roman über den Tod der Theorien hatte ich gelesen, *Und hinterher fragt man sich: Wie ernst war es uns überhaupt damit?* Ich verübelte dem Autor seine böse Unterstellung. Diese erträumte Welt, diese schöne Utopie: Man selbst zu sein, ganz man selbst, aber auch die gesamte Gesellschaft zu verändern – das sollten bloß Kindereien gewesen sein? Trösteten sie uns nur darüber hinweg, dass wir verwaiste Erben eines

Verfallsprozesses waren, der im Osten und anderswo eingesetzt und den einige unserer Vorkämpfer auszublenden versucht hatten?

Gyl hatte dem, was seinem Leben einen Sinn verliehen hatte – eine ideale Welt zu erschaffen –, nicht abschwören wollen. Aus einer spontanen Laune heraus war er fortgegangen, um am Ufer des Baikalsees zu leben, zu malen, mit den Bewohnern Theater zu spielen und Stücke von Wampilow aufzuführen, der sein Leben lang in Irkutsk gewirkt hatte. Gyls Entscheidung beunruhigte mich, aber ich begriff, welche Symbolkraft und Verzweiflung in ihr steckte. Es wäre zwecklos gewesen, ihn davon abzubringen, nichts und niemand hatten ihn je von etwas abzubringen vermocht. Während der ersten sechs Monate schrieb er noch häufig, erzählte, er habe Zeit, im See Omule zu angeln und für die Kinder Drachen zu bauen.

Und dann Schweigen.

Nach mehreren Wochen ohne ein Lebenszeichen von ihm hatte ich beschlossen, dieselbe Reise im selben Zug anzutreten. Im Alltag gingen wir seit Langem getrennte Wege, aber früher hatten wir einmal viel miteinander geteilt. Der Gedanke, er könne sich in irgendeiner Gefahr befinden, stürzte mich in unsagbare Angst. Der Mann, der neben seiner Maschine gestanden hatte, war vielleicht ein Zeichen, dass ich Gyl näher kam. Diese vertrauten Gesten mochten als Beweis dafür dienen, zumindest versuchte ich mir das einzureden.

Ich war aufgebrochen, ohne eine Nachricht zu hinterlassen, außer bei den Zeitschriften, für die ich arbeitete, und bei der alten Dame im Haus, die auf ihrem Canapé am Ende eines langen Flurs saß – ich fühlte mich an ihn erinnert, als ich mit großen Schritten den Gang des Zuges durchmaß, um zum Samowar vorzulaufen. Derselbe abgenutzte Teppich, dieselben schäbigen Vorhänge. Ich war mir sicher, dass ich ihr nicht fehlte. In gewisser Hinsicht war *sie* die Abwesende, obendrein allein, trotz der paar Pflegerinnen, die sie besuchten, eine Frau mit nachlassendem Gedächtnis in einer stillen Wohnung mit geschlossenen Türen. Zweimal pro Woche stieg ich das Stockwerk hinunter, das uns trennte, um ihr ein wenig vorzulesen oder aus dem Leben jener Frauen zu erzählen, die mir wegen ihrer Respektlosigkeit, ihres Mutes, manchmal auch ihrer Schalkhaftigkeit, häufig aber wegen ihres tragischen Schicksals besonders am Herzen lagen. Über meiner Lektüre schlief sie für gewöhnlich ein, aber diese erstaunlichen Lebensläufe fesselten ihre Aufmerksamkeit dermaßen, dass sie sich zuweilen selbst für Marion du Faouët, Olympe de Gouges, Milena Jesenská oder auch Anita Conto, die Hochseefotografin, hielt, die ihrer Leidenschaft bis ins hohe Alter nachgegangen war. All diese Frauen gaben ihr ihre Lebensenergie zurück, so dass sie schließlich aufstand und sich nach dem Treiben auf der Straße, nach der wahren Welt, nach Abwechslung sehnte. Dann liefen wir untergehakt die

Treppen hinunter, um am Tresen im Café gegenüber ein Gläschen zu trinken, bevor wir mit Müh und Not wieder die Treppen hinaufstiegen, zum roten Canapé, auf dem ich sie ihrem sanften Rausch überließ.

Im Zuggang, wo einige Kinder darauf lauerten, dass ich ein paar russische Wörter sagte, um in lautes Gelächter auszubrechen, sah ich sie manchmal vor mir, wie sie zwischen ihren Kissens, im Hintergrund ein Fenster, das sie nie öffnete, ein Fenster mit Blick auf die lärmenden Dächer von Paris. Ich fragte mich, ob sie wohl hin und wieder aus Langeweile, auch ohne mich, unsere Freundinnen im Geiste herbeirief, insbesondere Milena, ihre Lieblingsfreundin. Sie verlor sich häufig in den turbulenten Lebensläufen und wusste dann nicht mehr, welche der Frauen den Fluss schwimmend durchquert hatte, um rechtzeitig zu ihrer Verabredung zu kommen, eine Anekdote, in die sie ganz vernarrt war. Ihre Einsamkeit verband uns, und die aus unserer Nachbarschaft erwachsene Zuneigung hatte inzwischen ein solches Ausmaß erreicht, dass ich darüber nachdachte, was mich eigentlich eines Tages dazu bewogen hatte, an ihrer Tür zu klingeln. Sie wurde gleichsam zum Teil dieser Reise, von der ich manchmal befürchtete, sie sei sinnlos, ohne wahres Ziel oder, schlimmer noch, mit unbekanntem Ziel, so wie in *Le train zéro* von Yuri Buida. Ich hatte bereits einige verlassene Bahnhöfe mitten im Nirgendwo erblickt, auf denen vielleicht ein alter Ardabiev über die völlige

Abgeschiedenheit und den verborgenen Sinn der vielen vorbeifahrenden gepanzerten Waggons klagte, die nicht wiederkehrten, *Geheimnisse richten sich immer gegen den Menschen.*

Dann dachte ich an Gyl, der nun, anstatt Spruchbänder zu schwingen, Drachen steigen ließ, die in meiner Vorstellung wie große Vögel aussahen und schwermütig über den See glitten. Ich dachte an jene weit zurückliegende Zeit, in der wir miteinander geschlafen hatten und das Leben noch vor uns lag, an all die Jahre, die seitdem vergangen waren, ungreifbar, wie verdunstet.

Die wirkliche Reise, wusste ich, beginnt erst bei der Rückkehr, wenn sie in die darauffolgenden Tage hineinschwappt, so dass sich ein andauerndes Gefühl der Verwirrung zweier Zeiten, zweier Räume einstellt. Die Bilder überlagern sich geheimnisvoll und gewinnen eine Tiefenschärfe, in der unsere Schatten wahrer scheinen als wir selbst. Darin liegt die Wahrheit des Reisens. Das Schwierigste ist dann, morgens aufzustehen, ohne einen Ort zu haben, an den man gehen könnte. Ich wusste noch nicht, dass mir diese Prüfung bei meiner Rückkehr erspart bliebe und ich mich an mehreren aufeinanderfolgenden Tagen zu einer Verabredung an einem Quai der Seine begeben würde.

Meistens wachte ich sehr früh auf, in der Morgendämmerung. Kiefern und Birken lugten aus einem Dunstmeer hervor, das der Zug blind durchheilte und auf dem bisweilen Schwärme grauer Bauernhäuser dahinzutreiben schienen – ihr vom Frost und der unerbittlichen Sommersonne verwittertes Holz sah aus wie Pappmaché. Das matte Licht wurde allmählich intensiver und entblößte schließlich einen schwindelerregenden Morgenhimmel, den ich mit dem Blick verfolgte, bis er hinterm Horizont entschlüpfte. Doch welcher Horizont? Alles schien so weit fort, unerreichbar, viel zu groß.

Ich liebte dieses Erwachen ohne jede Orientierung, zwischen Traum und Wirklichkeit. Die unregelmäßigen Atemzüge meiner noch schlafenden Reisegefährten im Abteil verstärkten den seltsamen Eindruck, ich hätte mich verirrt, dabei empfand ich vielmehr eine unsagbare Gelöstheit, in der mein Körper seinen ganzen Raum einnahm und im Laufe der Tage empfänglicher, präsenter wurde.

Das quälende, unaufhörliche Vorbeiziehen der Landschaft rief in mir eine gewisse Apathie hervor, aus der ich mich nur befreien konnte, indem ich mir etwas Tee holen ging, mich an einem Fenster im Gang aufstützte oder eine chaotische Unterhaltung anfang, die häufig in ein wildes Gelächter aller Beteiligten mündete.

Manchmal erinnerten mich die in tiefe Stille getauchten Wälder an jene tragische Verlassenheit, die auf einem Schlachtfeld herrscht. Die vom Wind und dem erbarmungslosen Winter niedergedrückten Birken mit ihren bleichen Stämmen glichen verwundeten Riesen, die zu undeutlichen Gestalten verschwammen.

Die Dörfer, Bauernhäuser, an deren Zaun meist eine Ziege festgebunden war, sahen sich alle gleich, hier und da ein paar Kuhherden, Teiche, Sümpfe. An einem Waldessaum kauerte ein Friedhof, die Umzäunungen der Gräber waren möglicherweise Ausdruck des Verlangens, angesichts dieser unermesslichen Weite den eigenen Raum klar abzugrenzen – und sei es auch der des Todes. Da tauchten die Umriss einer schwerfällig gehenden Frau mit Kopftuch, in Stiefeln und unförmiger Kleidung auf. Sie trug einen Eimer, einen Sack, Werkzeug. Die *Babuschka*. Wohin mochte sie gehen? Gewiss in jenes *morgen vielleicht*, das ich seit meiner Ankunft in diesem Land schon so häufig gehört hatte.

Ich hatte mich der im Zug herrschenden Norm angepasst, nach der man seine bequeme ganz alltägliche

Hauskleidung trug. Man richtete sich in der Zeit ein. Kein einziger erstaunter Blick fiel auf den Schlafanzug, den ich am Leib trug, nicht einmal, wenn ich auf den Bahnsteig ging, um ein paar Besorgungen zu machen. Dann erwachte der gesamte Zug aus seinem Schlummer, die Leute verteilten sich zwischen den Bretterbuden mit *produkty* auf der Suche nach ein paar Vorräten – ein kurzer Moment der Unruhe, der einer Pause auf dem Schulhof unter dem wachsamen Auge der Zugbegleiter glich. Es war ein seltsames Vergnügen, die ganze Zeit in die weiche Lauheit desselben Kleidungsstücks geschmiegt zu bleiben, eine Zuflucht, die gewiss jeden Tag etwas schmutziger wurde, einem aber auch das gegenseitige Wiedererkennen erleichterte: die Frau im rosa Morgenmantel oder Andrei, der Mann in der Latzhose mit den bunten Farbklecksen, der in seinem Abteil wie besessen Aquarelle malte und an alle Kinder ein im Vorbeifahren aufgeschnapptes und immer wieder kopiertes Bild verteilte, auf dem brav nebeneinander ein Bauernhaus, eine Birke und eine Ziege standen.

Diese ungewissen Morgenstunden, die sich weder in Raum noch Zeit verorten ließen, trugen mich weit über die sichtbare Landschaft hinaus. Zerfallene Bahnhöfe erinnerten mich an Länder, die ich teilweise nie bereist hatte, an unwahrscheinliche Orte, die von einer beklemmenden Trostlosigkeit erfüllt waren und wo sich Dramen abspielten, von denen die Welt nichts ahnte.

Hartnäckig stellte ich Fragen zu den zahllosen verlassenen Fabriken und den in unmittelbarer Nähe errichteten Wohnblöcken, die ebenfalls leer standen. Ich erhielt nur ausweichende Antworten. Meine Neugierde erregte zwar keinen Anstoß, doch begriff ich, wie naiv sie wirkte, weil Fragen, auf die es keine Antwort gibt, nutzlos sind, *sie* wussten das schon lange, aber ihr Lächeln verzieh mir so viel Unbedarftheit.

In manchen Städten quollen die Bahnsteige über mit Menschen, die sperrige Gepäckstücke bei sich trugen. Eine Massenflucht vor dem Elend? Das Ergreifen der letzten Chance? Manchmal fiel es mir schwer, mich mit meinem Status als unbeschwerte Reisende wohlzufühlen, ich war nur auf der Durchfahrt. Abgesehen von den nötigsten Dingen hatte ich bloß zwei Bücher als Wegzehrung eingesteckt, eins von Jankélévitch, das mich seit Monaten begleitete, und, in einer neuen Übersetzung, *Verbrechen und Strafe*, das ich auf der Reise lesen wollte. Bei dem Philosophen fand ich jene unnachahmliche Poesie, mit der er über die Tragik des Daseins schrieb, und bei Dostojewski das, was ich in den Gesichtern der Menschen zu lesen glaubte: die aufzehrende Geschichte dieses Landes, seine düstere Stimmung, seine Maßlosigkeit, seine Grausamkeit, aber auch seine Größe, als ein in den graublauen Augen der Russen erstarrter Orkan. *Ich habe ein Projekt: den Verstand zu verlieren*, hatte Dostojewski eines Tages seinem Bruder geschrieben, Worte, die durch

Raskolnikows verstörte Verzweiflung geisterten und deren Gewalt ich abfederte, indem ich wieder einige Sätze von Jankélévitch las. So wechselte ich im Laufe der Stunden hin und her zwischen dem stürmischen Himmel über dem Heumarkt von St. Petersburg und den kristallklaren Momenten, in denen alles in ein intensives, fast unwirkliches Licht getaucht war. Manchmal hatte ich das unbestimmte Gefühl, mich auf ein seltsames Abenteuer eingelassen zu haben, bei dem mich die Dame vom roten Canapé hartnäckig verfolgte und einen Anflug von Reue in mir aufkommen ließ.

Um in diesem langsamen Dahingleiten nicht jeden Bezugspunkt zu verlieren, machte ich mir Notizen, entzifferte die Namen an den Frontgiebeln der Bahnhöfe: Kirow, Jekaterinburg, Nowosibirsk ... *Landschaften durch das Fenster zu sehen bedeutet, sie auf zweierlei Weise kennenzulernen: durch den Blick und durch die Sehnsucht*, hatte Milena in einem ihrer Zeitungsartikel geschrieben.

Mich trieb die Sehnsucht an, eine Sehnsucht, die tagtäglich von der Sorge um Gyl geschürt wurde. Hinzu kam, dass er die Reise vor mir gemacht hatte, sein Blick über diese Landschaft, über diese Bahnsteige geirrt war. Gewiss hatte auch er sich in Träumereien verloren beim Anblick der endlos aufgereihten Birken und Kiefern, der Sümpfe und der verfallenen Fabrikhallen sowie des rotglühenden Abendhimmels, kurz vor Einbruch der Nacht, wenn plötzlich das Licht zu schillern begann.

Ich lief zwar nicht einer alten Liebe hinterher, aber es war, als stünde sie für alle anderen, als enthielte sie alle in einer einzigen Geschichte, die zu mir passte, vielgestaltig und doch einmalig in ihrer Einmaligkeit und Vielgestalt. Es war, als würde mir die alte Dame in diesem Zug folgen, ich dachte oft an sie. Wir gingen, jede auf ihre Weise, den Augenblicken unseres Lebens entgegen, in denen alles begonnen hatte.